



Die Bilder aus der Galerie von Rudolf Leeb stehen derzeit verpackt im Keller einer Freundin



»Dass es uns kleine Galerien gibt, sollte der Gesellschaft doch eigentlich etwas wert sein«, sagt Leeb

Fotos: Fabian Weiss für DIE ZEIT (2), Elias Holzmecht für DIE ZEIT (unten)

Wenn die Kunst in den Keller kommt

Kleine Galerien stehen wegen der Corona-Krise am Rand des Ruins. Manche mussten zusperrern, andere kämpfen noch ums Überleben **VON AUGUST MODERSOHN**

Die letzten Tage seiner Galerie, sagt Rudolf Leeb, seien die schönsten gewesen. Es war Mitte März, als die Museen in Wien schon schließen mussten, die Touristen aber da waren – und er seine Galerie öffnen durfte. »Da hatten wir noch einmal richtig viele Besucher«, sagt er. Kurz nach den Museen musste auch Leeb seine Räume zusperrern, in denen er zeitgenössische Kunst zeigte. Shutdown. Dass er sie nie wieder öffnen würde, dass Corona das Ende für seine Galerie bedeuten würde – das ahnte er schnell.

Mit der Pandemie hat sich für Leeb fast alles verändert. Gäste konnte er keine mehr empfangen, Kunstmesen wurden abgesagt, verkauft hat er fast nichts mehr. Das Einzige, was gleich geblieben ist, war seine Miete. 2500 Euro, die er monatlich überweisen musste, für 157 Quadratmeter im siebten Wiener Bezirk. Leeb hatte seinen Vermieter um einen Nachlass gebeten. Der sah das aber nicht ein. »Und damit war klar, dass sich das nicht mehr ausgeht.« Mit einem Jahresumsatz von etwa 100.000 Euro zählt Leeb's Galerie zu den Kleinen der Branche. In Österreich gibt es rund 120 kommerzielle Galerien, so schätzt es der Galerienverband. Unter ihnen sind internationale Riesen wie die Galerie Thaddaeus Ropac in Salzburg, die Millionen umsetzen – mit einem einzigen Verkauf auf großen Messen. Die allermeisten aber liegen in der Größenordnung von Leeb. Sie machen keine Mega-Deals mit Werken von weltberühmten Künstlern, sondern verkaufen Arbeiten von eher unbekanntem, häufig jungen Künstlern. An Leute, die es sich nicht leisten können, mit einem Helikopter zur

Art Basel zu fliegen. Die manchmal auch eher wenig mit Kunst zu tun haben. Wer sich in der österreichischen Galerieszene umhört, der merkt: Besonders die Kleinen, die kulturellen Nahversorger, kämpfen derzeit ums Überleben, weil sie kaum Reserven haben. »Es wird ein Galeriensterben geben«, sagt Hans Knoll, Vorsitzender des Galerienverbands. Was bedeutet das für die österreichische Kulturszene? Einen Tag bevor Rudolf Leeb seine Schlüssel übergeben muss, steht er noch einmal in seiner Galerie. Es ist Ende Juni. Die Wände hat er gestrichen, den Boden gewischt, die Bilder abgehängt und die Skulpturen weggeräumt. Viele hat er an die Künstler zurückgegeben, den Rest im Keller einer Freundin verstaut. Leeb schaut durch die großen Schaufenster nach draußen und zeigt auf die gegenüberliegende Straßen-

seite. Ein leer stehender Laden. »Dort war ein Altwarengeschäft, das hat es jetzt auch erwischt.« Leeb ist nicht der Einzige, der wegen der Corona-Krise zusperrern muss. Und Galerien sind nicht die einzigen Unternehmen, die unter der Krise leiden. Leeb weiß das, er kann es sogar sehen. Aber er sagt: »Dass es uns kleine Galerien gibt, sollte der Gesellschaft doch eigentlich etwas wert sein.« Seine Galerie hat Rudolf Leeb, Jahrgang 1960, im Jahr 2016 eröffnet. Zuvor arbeitete er mehr als 30 Jahre lang bei der Bawag. Sein Job war es, deren Image aufzupolieren, oder wie er es nennt: »Vertrauen in die Marke aufzubauen«. Er kümmerte sich um die Kulturförderung und war auch für die Bawag-Foundation verantwortlich, eine Art haus-eigene Galerie. Nachdem die Foundation im Jahr 2013 geschlossen wurde, verkaufte er drei Jahre lang Teile der Sammlung. Dann eröffnete er die eigene Galerie und investierte 150.000 Euro. Sein Anliegen: junge, unentdeckte Künstler zu fördern. »Galerien gelten für viele als Schmutzkind, die Künstler ausbeuten. Klar, wir sind Wirtschaftsbetriebe. Aber wir bauen die Künstler auf.«

Leeb sagt, eine Galerie sei wie ein Theater: Man biete den Künstlern eine Bühne. Er geht zu Rundgängen an den Kunsthochschulen und sieht sich nach Absolventen um, die in sein Programm passen. Er möchte ihnen den Weg auf den Kunstmarkt ebnen – und natürlich auch selbst daran verdienen. Bis heute hat Leeb mit der Galerie keinen Gewinn gemacht. Die ersten drei, vier Jahre, heißt es in der Branche, seien die schwierigsten. Man müsse sich einen Namen machen, Kontakte zu Sammlern aufbauen und deren Vertrauen gewinnen. Erst dann könne sich das Geschäft rentieren. Von den staatlichen Corona-Hilfen für Unternehmen, sagt Leeb, habe er bisher nichts abbekommen. »Nicht einen einzigen Cent.« Seine Anträge seien abgelehnt worden. Damit ergeht es ihm wie vielen seiner Kollegen. Wie viel Geld ein Unternehmen aus dem Härtefallfonds bekommt, richtet sich nach den Erlösen. Galerien erleben aber immer wieder Jahre, in denen sie Verluste schreiben. Darum ging auch Leeb leer aus.

ANZEIGE

DIE ZEIT
 ÖSTERREICH-AUSGABE
 EINZELHANDEL NEU ENTDECKEN



Der schönste Augenblick für unsere Schmuckstücke: Wenn sie getragen werden.

Bei uns erleben Sie individuelle Kundenbetreuung, verbunden mit dem feinen Gespür für die passende Auswahl.

Christoph Köchert, A. E. KÖCHERT

Können Kunstkäufe bald von der Steuer abgesetzt werden?

Doch warum sind die Hilfen für Galerien, die eigentlich auch online verkaufen könnten und seit Mitte April auch wieder öffnen dürfen, so wichtig? »Weil fast alle Kunstmesen abgesagt worden sind. Und weil potenzielle Käufer gerade verunsichert sind«, sagt Leeb. »Wer Angst um seinen Job hat, der kauft keine Kunst.« Der Galerienverband verhandelt deshalb gerade mit der Regierung. Eine seiner Forderungen: Jeder, der zeitgenössische Kunst kauft, soll davon bis zu 20.000 Euro pro Jahr von der Steuer absetzen können. Ende Juni traf sich der Verband dazu mit der neuen grünen Kulturstaa-tssekretärin Andrea Mayer. Die Forderung, heißt es in einem internen Mailing des Verbands, habe »viel Zuspruch gefunden«. Eine Entscheidung wird wohl erst in den kommenden Monaten fallen. Fest hingegen steht seit dem 1. Juli die Senkung der Mehrwertsteuer bei Kunstkäufen von 13 auf 5 Prozent bis zum Jahresende. Eine Maßnahme, von der Birgit Fraisl wenig hält. Sie führt die Galerie Artdepot in Innsbruck. »Davon werden vor allem die großen Galerien profitieren«, sagt sie. »Also nicht wir.« Auch sie, sagt Birgit Fraisl, sei hart von der Krise getroffen. Zwei Messen, auf denen sie

sonst wahrscheinlich gut verkauft hätte, konnten nicht stattfinden. Sie hat ihre Mitarbeiterin in Kurzarbeit geschickt. »Wir müssen jetzt drastisch einsparen«, sagt sie. Das heißt auch, dass sie in Zukunft keine Einladungen mehr mit der Post aussenden wird, sondern nur noch per Mail. »Mag sein, dass das lächerlich klingt. Aber wirklich jeder Cent muss umgedreht werden.« Reserven hat Birgit Fraisl keine mehr. Wird auch sie ihre Galerie bald aufgeben müssen? »Zuzusperrern ist für mich keine Option«, sagt sie. Damit sie weitermachen kann, will Fraisl einen Kredit aufnehmen. Man könnte natürlich, wie es andere tun, die ihre Räume nicht mehr halten konnten, nur noch im Internet präsent sein. »Aber ohne eine Galerie kannst du keine Künstler aufbauen – gerade das ist doch der interessante Part an unserem Beruf«, sagt sie. Und: Ihr gehe es nicht nur ums Verkaufen. Sondern auch darum, Leute an die Kunst heranzuführen. Ist das nicht ein wenig pathetisch? »Nein«, sagt Fraisl. »Kunst ist wichtig und nicht nur für die urbane Elite da.« Die gebe es in Innsbruck zwar auch, aber sie sei dort längst nicht so groß wie die in Wien.

Vielleicht ist das Konzept einer klassischen Galerie ohnehin veraltet

Mit ihrer Galerie ist Birgit Fraisl gerade umgesiedelt. Das sei zwar schon vor der Corona-Zeit geplant gewesen, jetzt aber komme ihr der Umzug besonders zugute. Denn einerseits spart sie Geld. Andererseits sieht sie in ihrem neuen Standort eine Chance: Das Geschäft liegt nun mitten in der Altstadt, an den Schaufenstern laufen viele Touristen vorbei. Potenzielle Kunden. »Ich hatte in den vergangenen Wochen schon einige Leute hier, die meinten, sie wären noch nie zuvor in einer Galerie gewesen – für dieses Publikum biete ich jetzt kleine Editionen an und Künstlerbücher, so wie ein Museumshop.« Ein zweites Standbein, sagt Fraisl, brauche in diesen Tagen jeder. »Wir müssen jetzt findig sein. Da bin ich aber ganz hoffnungsvoll.« Positiv gestimmt, so gibt sich auch Rudolf Leeb. Er hat zwar keine Galerieräume mehr. Aber aufhören – daran denkt er nicht. Er will jetzt an wechselnden Orten seine Kunst zeigen. Leeb wird nicht der Letzte sein, der seine Galerie krisenbedingt zusperrt. Die Veränderung, sagt er, könnte auch etwas Gutes haben. Denn vielleicht sei ein klassisches Galerienkonzept sowieso veraltet. »Ich hoffe jedenfalls, dass wir uns bald wieder auf unser Kerngeschäft fokussieren können.« Und das ist: die Kunst.

Mehr Österreich



SANDRO PLATZGUMMER

Er ist jetzt in New York: Wie es ein Innsbrucker Amateur-Footballer in die beste Liga der Welt geschafft hat **S. 26**